

Einleitung

Sexuelles Erleben und Verhalten sind heute in den meisten Curricula an Fachhochschulen, Universitäten und auch in psychotherapeutischen oder beratungsorientierten Ausbildungen am Aus- und Weiterbildungsmarkt immer noch so gut wie kein Thema. Ein wahlloser Griff ins Regal der psychotherapeutischen Standardwerke zeigt, dass etwa in einem ganz aktuellen Lehrbuch »Analytische orientierte Psychotherapie in der Praxis« (Hohage 2011) der Begriff Sexualität im Register gerade ein einziges Mal (S. 73) vertreten ist. In älteren Lehrbüchern ist oft nicht anders, hier fehlt dieser Begriff meist überhaupt gänzlich.¹ Haben also seelisch leidende Menschen keine Sexualität und keine sexuellen Probleme?

Brumlik (2012) machte kürzlich darauf aufmerksam, dass sich selbst in herausragenden internationalen Handbüchern zur Entwicklungspsychologie »Sexualität« als eigenes Kapitel nicht findet; höchstens zum Thema »Geschlecht« gibt es hier und da Einträge, die sich aber meist auf »Sex differences« beziehen (Brumlik 2012, S. 13 f.). Das 2008 erschienene, beinahe klassisch zu nennende »Handbuch Sozialisationsforschung« (Hurrelmann et al. 2008) kennt zwar ein Kapitel »Sozialisation und Geschlecht«, in dem es aber – wie so oft – lediglich um »Gender« im Sinne des sozialen Geschlechts geht, während »Sex« im Sinne von Sexualität kein Thema ist. Eine Erhebung an allen österreichischen Universitäten im Wintersemester 2010/11 liefert ähnliche Hinweise: lediglich in einigen wenigen Lehrveranstaltungen im Umfang von nur 18 Semesterwochenstunden (das sind bundesweit insgesamt neun Lehrveranstaltungen an sechs Universitäten oder recht bescheidene eineinhalb Lehrveranstaltungen pro Universität per anno!) spielte Sexualität – und dies wiederum im weitesten Sinne – irgendwie eine Rolle: auch hier sind »genderbezogene« und kulturwissenschaftliche Lehrveranstaltungen schon mit eingerechnet, wie etwa »Kulturpsychologie des Körpers: Schönheit und Sexualität« an der Uni Wien oder »Wort-Bild-Geschlecht: Eros und Gefühl – erotische Phantasien und emotionale Befindlichkeiten in (Film)Bildern und Texten« (vgl. Aigner 2010). Bedenkt man nun, dass an diesen Universitäten der wissenschaftliche Nachwuchs im Bereich von Medizin, Psychologie, Pädagogik und der angrenzende Sozialwissenschaften ausgebildet wird, dann wird schnell klar, dass diese 9 (= neun!) Lehrveranstaltungen in keiner Weise in der Lage sind, diese Menschen der Bedeutung des Gegenstands entsprechend auszubilden beziehungsweise das enor-

1 Bezeichnender Weise findet sich – gemäß dem Negativdiskurs, der die öffentlichen und Fachdebatten über Sexualität seit langer Zeit dominiert – eher der Begriff des sexuellen Missbrauchs, so auch hier; ihm sind immerhin die Seiten 63 sowie 134 bis 136 gewidmet (vgl. Hohage 2011).

me Defizit an sexualitätsbezogener Lehre und Forschung in den Human- und Sozialwissenschaften auch nur annähernd zu lindern.

Diese schier unglaubliche *Ausblendung des Themas Sexualität aus den Human- und Sozialwissenschaften* macht seit einiger Zeit auch von der »Paradedisziplin«, die sich von Anfang an mit Sexualität befasst und sich damit nicht gerade beliebter gemacht hat, nicht Halt: vor der Psychoanalyse. Auch hier ist die Beschäftigung mit Sexualität und ihren verschiedensten Lebens- und Konfliktäußerungen nicht mehr so selbstverständlich², wie manche meinen. Paul Parin hatte schon vor gut 25 Jahren die »Verflüchtigung des Sexuellen« in der Psychoanalyse beklagt. Er führte dies u. a. auf die verstärkte Konzentration auf frühe, narzisstische Störungen im Gefolge des Aufkommens der Selbstpsychologie und des Niedergangs der psychoanalytischen Trieb- und Konflikttheorie zurück (Parin, 1986, S. 81).

Im Rahmen der von Heinz Kohuts (1979) aus der Psychoanalyse heraus entwickelten *Selbstpsychologie*, aber auch im Rahmen der psychoanalytischen *Objektbeziehungstheorien* spielt die Sexualität in ihrer triebhaften Verursachung längst nicht mehr die Rolle, die ihr die Psychoanalyse einst zugedacht hatte. Erst in jüngster Zeit hat auch der renommierte *Bindungsforscher* Peter Fonagy (2012), Inhaber des Freud Memorial Chair an der Universität London, auf »einen sichtbaren Rückgang des psychoanalytischen Interesses an der Psychosexualität« hingewiesen (Fonagy 2012, S. 469) und das sogar anhand einer Begriffsstudie in psychoanalytischen Arbeiten nachgewiesen: dort kämen immer weniger Begriffe vor, die sich direkt auf Sexualität beziehen (473 f.). Betrachtet man es historisch kritisch, sind aber auch innerhalb der klassischen Psychoanalyse, als diese sich noch mehr auf die Bedeutung der Sexualität konzentrierte, diejenigen, die verstärkt sexualwissenschaftlich tätig waren, eigentlich immer eher Ausnahmen und sogar Außenseiter geblieben oder aus Gründen politischer Akzeptanzängste von führenden Vertretern an den Rand gedrängt worden. Am besten ist dies bei Wilhelm Reich dokumentiert (vgl. Fallend u. Nitzschke 1997), weniger aufgearbeitet ist diese Ausgrenzung noch bei Otto Gross³ (vgl. Hurwitz 1979), von dem heute bezeichnender und doch sonderbarer Weise kaum mehr jemand etwas weiß.

2 Eigentlich hafete ja seit jeher der Vorwurf des »Pansexualismus« auf Freuds Psychoanalyse. Dieser besagt, dass sie alles und jedes von »der Sexualität« herleiten wolle. Freilich ging dieser Vorwurf immer schon an dem breiten, umfassenden Sexualitätsbegriff der Psychoanalyse vorbei und meinte eigentlich, sie wolle alles von der Genitalität, also von einem kulturell verengten Sexualitätsbegriff, ableiten

3 Otto Gross (1877–1920) war der Sohn des berühmten österreichischen Juristen Prof. Hans Gross und wuchs in Graz auf, wo sein Vater an der Universität wirkte. Dort wurde er auch 1899 zum Dr. med. promoviert. Wegen seiner späteren Drogenabhängigkeit ließ er sich 1902 in der Psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich (unter Eugen Bleuler) internieren und lernte dort Carl Gustav Jung und über ihn schließlich auch Sigmund Freud kennen. Gross hatte intensive Kontakte zur Münchner Bohème. Dies und andere gesellschafts-politische Aktivitäten, denen der junge Mediziner nachging, waren es wohl auch, was Freud – der Gross einst als seinen vielleicht begabtesten Schüler bezeichnet hatte – von diesem Abstand nehmen ließ. Nach mehreren wirren Beziehungen zu verschiedenen Frauen und Selbstmorden seiner Geliebten, bei denen Gross geholfen haben soll, wurde er schließlich des Mordes und der Beihilfe zum Selbstmord beschuldigt, was zusätzlich zu den gegen ihn nagestrengten Prozessen wegen Anarchismus 1913 zur gerichtlichen Verurteilung und zur Einweisung in die Privat-Irrenanstalt Tulln bei Wien führte, wo er auf Betreiben seines

Schließlich, aber nicht zuletzt, macht jenen, die sich nachhaltig mit der Rolle der Sexualität beschäftigen, vielleicht immer noch die Außenseiterposition, die sie wie einst Freud treffen könnte, zu schaffen: so droht erfahrungsgemäß bis heute herauf jedem, der sich fachlich mit Sexualität beschäftigt, leicht einmal die verdächtigende und gleichermaßen schlüpfrige Frage, warum man das täte: »Haben Sie etwa selbst Probleme?« – »Ja«, könnte man antworten, »Sie denn nicht?« Womit auch schon gesagt wäre, dass es so etwas wie eine »problemlose« Sexualität nicht gibt, nicht beim Durchschnittsbürger und auch nicht beim Experten, und schon gar nicht, wenn wir uns mit Menschen befassen, die aus irgendeinem Grund in schwierige Lebens- oder Entwicklungspositionen geraten sind. Jedenfalls scheint es auch im akademischen Bereich, in dem es – wie im diesbezüglich rückständigen Österreich – keinerlei universitäre Position dazu gibt oder wo die wenigen, die existierten, abgeschafft oder ausgehungert werden⁴, wirkt es anscheinend wenig karrierefördernd, wenn man sich mit Sexualität beschäftigt.

So weit nur ein paar grundsätzliche Reflexionen, warum ein Gutteil der Psychotherapeuten und auch der Psychoanalytiker sich mit Fragen der Sexualität lieber nicht oder nur recht zögerlich befassen könnte. Schnell werden dann im Bedarfsfall Klientinnen und Patienten mit dem Anschein einer sexuellen Pathologie oder Auffälligkeit zu einem vermeintlichen Spezialisten weitervermittelt (also eigentlich abgeschoben), obwohl man doch meinen könnte, dass alle psychotherapeutischen Experten – und erst recht jene aus der Psychoanalyse – mit »Perversen«, Lustlosen oder Menschen mit sexuellen Funktionsstörungen ebenso zurechtkommen müssten, wie sie mit anderen seelischen Störungen oder mit Neurotikern tun.

Wie eine kürzlich eine Diplomarbeit (Grimm u. Ortner 2012) zur Frage der Qualitätsstandards und der Ausbildung von Sexualpädagogen und Sexualberatern in Österreich kürzlich ergab, schätzen die in diesem Berufsfeld Tätigen – die zumeist übrigens nicht unmittelbar »hauptberufliche« Sexualitäts-Experten sind – zwar Hilfestellungen zur Umsetzung praktischer Kompetenzen in Fortbildungen als sehr wichtig ein. Noch mehr aber und zuvorderst schätzen sie *solide theoretische Grundlagen und Reflexionen zu Fragen der Sexualität* als wichtig ein – quasi als Ermutigung, sich auch in diesem schwierigen Themenfeld gut zurechtzufinden und nicht davor zu kneifen. Genau diesem Zweck ist, neben den praxisorientierten Kapiteln am Ende, dieses Buch, wie ich es zu schreiben gedachte, dienen und diesen Bedürfnissen entgegenkommen: das heißt dann, dass es keine detaillierten Erläu-

Vaters auch entmündigt wurde, was erst nach langen Kämpfen wieder aufgehoben werden konnte. Im Februar 1920 fand man den unter Entzugssymptomen leidenden Otto Gross völlig verwahrlost und halb erfroren in Berlin auf, wo er kurz darauf in einer Klinik in Pankow starb. Sein Werk, das inmitten vieler psychoanalytischer, sexualwissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Visionen auch eine interessante Matriarchatstheorie enthält, gilt heute als fast völlig vergessen (vgl. Hurwitz 1979).

⁴ So war etwa die Schließung des Instituts für Sexualwissenschaft im Klinikum der Universität Frankfurt am Main im Jahr 2006 – und dies trotz wirklich historischer Verdienste in Lehre und Forschung – ein wissenschaftlicher Skandal mit großem internationalen Echo, das allerdings ungehört blieb (vgl. Sigusch 2007).

terung eines bestimmten »Handwerkszeugs«, keine systematische Lehrbuchattitüde gibt, sondern die Anregung zu einem reflexiven Umgang mit dem breiten Feld der Fragen zur menschlichen Sexualität.

I Grundlagen und Konzepte

1 Ein Blick in die Geschichte: Sexualität und Sexualwissenschaft – junge Erfindungen?

Der Begriff *Sexualität* kommt – wie Sigusch in seinem Monumentalwerk »Geschichte der Sexualwissenschaft« (2008) dargelegt hat – weder in der Bibel noch bei historischen Dichterfürsten wie Homer oder Shakespeare vor (Sigusch 2008, S. 11). Es handelt sich bei ihm also – ebenso wie bei der als *Sexualwissenschaft* bezeichneten Disziplin – um eine sehr junge Prägung. Der Begriff selbst ist erst etwa 200 Jahre alt und wurde von dem – man staune! – Botaniker August Henschel (1790 bis 1856 – letzteres übrigens Freuds Geburtsjahr!) in einer Studie über die Weitervermehrung von Pflanzen⁵ in die Geschichte der Wissenschaften eingeführt (vgl. Fiedler 2010, S. 8). Die Schaffung eines Terminus für das lange und anhaltend Verpönte oder nicht zu Problematisierende eröffnete durch die Versprachlichung dessen, was hier zur Debatte stand, nun auch neue Formen des Nachdenkens und Verhandeln darüber. Zuvor waren wohl Hinnehmen von etwas Gegebenem, bzw. eine breite Palette von Tabus, von Diffusem, von Geheimhaltung und Angst (und sei es nur vor unerwünschter Schwangerschaft) die »Bestimmungsstücke« dessen, was dann später als *Sexualität* benannt und problematisiert wurde.

1.1 Zur Entwicklung einer Disziplin

Den Beginn der *Sexualwissenschaft* setzen viele Autoren übereinstimmend mit der Veröffentlichung des epochalen Werks »*Psychopathia sexualis*« des österreichischen Psychiaters und Gerichtsmediziners Richard Freiherr von Krafft-Ebbing (1840 bis 1902) an, das im Lauf der Geschichte mehr als 20 Auflagen erlebte und das so weit verbreitet war, das ich es beispielsweise auch noch im Bücherschrank meines Vaters, eines Allgemeinmediziners in der oberösterreichischen Provinz, fand (vgl. Kraft-Ebbing 1907). Dem Psychiater ging es in diesem pionierhaften Buch vor allem um eine klinisch-forensische Aufklärung über das Zustandekommen verschiedener sexueller »Abartigkeiten«, wie man bis dahin sagte, und dies anhand von rund 200 Fällen, die wegen teilweise sehr ungewöhnlichen sexuellen Verhaltens auffällig geworden waren. Das historische Verdienst des Autors liegt darin, dass er

⁵ Man könnte also meinen, dass die Aufklärung mittels »Bienenchen und Blümchen«, wie sie vielen der älteren Generationen – wenn überhaupt – zuteilwurde, durchaus auf historische Vorbilder zurückgeht ...

Anstoß gab, solche Menschen und ihre Abweichungen als »gestört« zu begreifen, ohne sie moralisch zu verdammen oder sie als Auswuchs diabolischer Veranlagungen zu verurteilen. Dennoch existierten auch in seinem epochemachenden Werk neben diesem kleinen »aufklärerischen« Impuls eine Menge irrationaler Ängste und Mythen, etwa die Gefährlichkeit und Schädlichkeit von Masturbation, ungehindert weiter (vgl. auch Kockott 1995).

Als gewaltiger Fortschritt in der Entwicklung sexualwissenschaftlicher Bemühungen muss zweifellos Sigmund Freuds (1856–1939) Psychoanalyse und insbesondere seine 1905 erschienene Schrift »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« angesehen werden (vgl. dazu auch Aigner 2005). Schon zuvor hatte Freud in der Fachwelt mit den gemeinsam mit Josef Breuer herausgegebenen »Studien über Hysterie« (1896) und mit der »Traumdeutung« (1900) für Aufsehen gesorgt, weil er der Sexualität – verstanden als biologisch grundlegende, sehr breite Beziehungsdimension mit allen abgeleiteten, zärtlichen und sublimen Formen – einen sehr wichtigen Platz in der Entwicklungsgeschichte des Individuums einräumte. Freud betonte dabei von Anbeginn an – gegen den kruden Fortpflanzungsbiologismus seiner Zeit – die psychische Dimension des Sexuellen: »Wir sprechen darum auch lieber von Psychosexualität, legen also Wert darauf, dass man den seelischen Faktor des Sexuallebens nicht übersehe und nicht unterschätze« (Freud 1910, S. 137). Ja Freud ging noch weiter und betrachtete die Breite seines Sexualitätsbegriffs als Markenzeichen der Psychoanalyse: »Der Begriff des Sexuellen umfasst in der Psychoanalyse weit mehr; er geht nach unten wie nach oben über den populären Sinn hinaus« (Freud 1910, S. 136). Und wer diese Auffassung nicht akzeptiere, könne sich auch nicht als der Psychoanalyse zugehörig bezeichnen. Insofern war diese Auffassung tatsächlich eine bahnbrechende Erneuerung sexualwissenschaftlichen Denkens. Nicht dass Freud der erste gewesen wäre, der die Existenz sexueller Regungen beim Menschen schon von klein auf postuliert hätte: Schon der Sexualmediziner Albert Moll (1862–1939) hatte in seinen »Untersuchungen über die Libido sexualis« (1897) systematische Beobachtungen über die Sexualität von Kindern publiziert – freilich nicht in jener theoretischen Schärfe, die Freud dann in den »Drei Abhandlungen« dem Thema zugrunde legte. Zwischen den beiden Forschern stand auch eine rivalisierende Konkurrenz mit recht unfreundlichen gegenseitigen Bezichtigungen. 1909 schließlich veröffentlichte Moll selbst sein Buch »Das Sexualleben des Kindes« (vgl. Sigusch 2011, S. 196 f.).

Jedenfalls weckte Freuds systematische Abhandlung zur *polymorph-perversen* Sexualität der Kinder (► **Kap. 2.1**) und seine entwicklungspsychologische Phasenlehre – mit dem Ziel der sogenannten »reifen« genitalen Sexualität nach den Stürmen der Pubertät – große Ressentiments in der Ärzte- und Gelehrtenschaft. Laut Roazen (1971) war es unter anderem wegen dieser sexuologischen Veröffentlichungen Freuds damals für einen jungen Mediziner in Wien der selbstgewählte berufliche Ruin, sich zu den Schriften Sigmund Freuds zu bekennen.

Auch anderweitig gab es um das Jahr 1905 herum interessanter Weise wichtige enttabuisierende und revolutionierende Funde und Vorkommnisse. Nicht nur wurde in diesem Jahr durch die beiden Mediziner Fritz Schaudinn und Erich Hoffmann der Erreger der Syphilis entdeckt (vgl. Sigusch 2011, S. 194), sondern auch auf der Geschlechterkampf-Ebene tat sich Einiges: Die prominente Frauen-

rechtlerin und Pazifistin Helene Stöcker gründete 1905 den »Bund für Mutter-schutz«, der sich – entgegen dem heute etwas muffig klingenden Titel – sehr progressiv für »gefallene Mädchen«, für radikale Sexualaufklärung, Verhütung und Sexualhygiene einsetzte. Ebenso beginnt der große Deutsche Sexualreformer Magnus Hirschfeld in diesem Jahr seine großangelegten Kampagnen zur Rehabilitation der homo- und bisexuell liebenden Menschen, wie auch zwei Jahre darauf der Arzt und Sexualforscher Iwan Bloch (1872 bis 1922) sein Werk »Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur« (Bloch 1907) veröffentlichte. Im Jahr darauf gründete Hirschfeld die »Zeitschrift für Sexualforschung«, die es übrigens heute – und dies schon im 24. Erscheinungsjahr – beim Georg Thieme Verlag (Stuttgart/New York) wieder gibt.

Eine radikale politisierende Position, die auch innerhalb der Psychoanalyse zu Konflikten führte, vertrat der Wiener Arzt und Psychoanalytiker Wilhelm Reich (1897–1957). Nachdem Reich als einer der vielversprechendsten jungen Freud-Schüler schon früh eine bedeutende Position innerhalb der Zunft erlangte – z. B. als Direktor des Wiener Seminars für Psychoanalytische Therapie zwei Jahre nach Studienabschluss (1924) oder als Mitarbeiter des Wiener Psychoanalytischen Ambulatoriums unmittelbar nach dem Studium (vgl. Kerscher und Kerscher 2008, S. 14) –, fiel er insbesondere durch seine sexualpolitischen Schriften und Initiativen wie »Die sexuelle Revolution« (vgl. Reich 1966) in Ungnade bei Freud und seinen Getreuen (vgl. Fallend und Nitzschke 1997). Die Psychoanalytiker fürchteten um ihre gesellschaftliche Reputation, insbesondere wegen des Ärgernisses, das die Sexualtheorie an sich schon bedeutete, und erst recht in Verbindung mit revolutionären gesellschaftspolitischen Ideen, die die Kleinfamilie und die Zwangsehe abzuschaffen propagierten (vgl. Reich 1966; Orig. 1936).

Reich wurde dann auch von der Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre begierig aufgegriffen und seine Lehre von der »freien« Sexualität als Veränderungsinstrument zu politischen Umwälzungen interpretiert. Diese gesellschaftspolitische Dimension der Sexualität bei Reich ist aus heutiger Sicht nach meinem Dafürhalten überbewertet worden, wengleich Zusammenhänge zwischen Charakterbildung, sexueller Unterdrückung oder sexueller Liberalität unzweifelhaft gegeben sind (vgl. Aigner 1989). Was unterschätzt wurde, waren Art und Ausmaß, wie es dem Kapitalismus als wirtschaftlicher Organisationsform gelungen ist, sexuelle »Freizügigkeit« (wie ich anstatt »Freiheit« besser sagen würde) und Sexualität als Ware ungeheuer geschickt zu integrieren und für Marktzwecke auszubeuten (vgl. Borneman 1998). Dennoch kommt Reich das Verdienst zu, die Zusammenhänge zwischen autoritärem System, sexueller Repression und autoritärem Charakter erstmals umfassend erhellt zu haben. Im Jahr 1933 war dann jedenfalls mit diesen Anfängen sexualwissenschaftlicher Forschung vorläufig Schluss: Die Nationalsozialisten beendeten nicht nur die aufblühende psychoanalytische Forschung und Theoriebildung, sondern auch jedwede ernstzunehmende sexualwissenschaftliche Forschung, Praxis und Lehre.

Sehr bedeutend für die Entwicklung einer international wahrnehmbaren empirischen, nicht an klinischen Problemen orientierten Sexualforschung waren nach dem Krieg die Forschungen und das Werk Alfred C. Kinseys (1894–1956), dessen erstes Buch »Sexual Behavior in the Human Male« (Das sexuelle Verhalten des

Mannes) 1948 veröffentlicht wurde und großes Aufsehen in den Vereinigten Staaten bewirkte. Kinsey hatte zunächst mehr als 5000 Männer aller Altersstufen nach ihrem Sexualleben befragt und dabei für die puritanische amerikanische Öffentlichkeit schockierende Ergebnisse erzielt: So gaben mehr als 90 Prozent an zu onanieren, homosexuelle Erlebnisse gab es bei mehr als einem Drittel der Befragten, ganz zu schweigen von außereheliche Affären. 1953 folgte »Das sexuelle Verhalten der Frauen«, das aufdeckte, dass mehr als die Hälfte der Frauen nicht jungfräulich in die Ehe eintrat, was unter anderen Details geeignet war, bis in das amerikanische Abgeordnetenhaus hinauf höchste Aufregung zu verursachen (vgl. Reinisch und Beasley 1990, S. 14 ff.).

Kinseys Studien, die in der Folge wiederholt oder durch neue Detailspekte angereichert wurden, brachten – abseits eines großen theoretischen sexualwissenschaftlichen Entwurfs zur Erklärung bestimmter Symptome oder Leidenszustände – eine großflächig angelegte weltweite Diskussion zu Fragen der Sexualität in Gang. Sein großes Verdienst ist es, dadurch auch ein Stück weit zur Entmythologisierung und Entschleierung bestimmter doppelmoralischer Verhältnisse, die man sich heute kaum mehr vorstellen kann, beigetragen zu haben. Schon früh – allerdings mit wenig Erfolg für Europa, wo dies bis heute eine unbegründete Sorge darstellt – hatten Mitarbeiter des Kinsey-Instituts auch schon zeigen können, dass liberale, offene Sexualerziehung keine verstärkten oder »verfrühten« sexuellen Aktivitäten bei Kindern und Jugendlichen hervorruft, sondern im Gegenteil Besonnenheit und – zum Beispiel den Gebrauch von Kontrazeptiva betreffend – gesteigertes Verantwortungsbewusstsein. Das Kinsey-Institut existiert übrigens nach wie vor und erfreut sich auch heute noch einer regen Forschungstätigkeit.⁶

Schließlich sind in der Geschichte der Sexualwissenschaft in den USA noch die beiden Wissenschaftler William Masters und Virginia Johnson unvergessen. Bei allem, was man gegen die relativ simple lerntheoretische und frühe verhaltenstherapeutische Ausrichtung – wonach »Störungen« erlernt sind, die man in Übungen wieder weglernen könne – aus heutiger Sicht sagen kann, muss die pionierhafte Leistung dieses Wissenschaftlerpaars in den 1950er und 1960er Jahren doch anerkannt werden: Sie führten die ersten umfangreichen empirischen Studien zum Sexualverhalten und der sexuellen Reaktion durch und erhellten damit ebenfalls viele dunkle Mythen über das menschliche Sexualleben. Am bekanntesten dürfte wohl die Erforschung des sexuellen Reaktionszyklus sein, den sie in ein Vier-Stufen-Modell von Erregungs-, Plateau-, Orgasmus- und Rückbildungsphase unterteilten (Masters und Johnson 1967). Dies und viele andere Ergebnisse zum sexuellen Reaktionszyklus führten schließlich zu einem Behandlungsmodell sexueller Funktionsstörungen wie Erektionsproblemen, Vaginismus, vorzeitiger Ejakulation usw., dessen »praxisbezogener« Kern (ein Stufenmodell von körperbezogenen Übungen) in modifizierter Form auch heute noch ein wichtiger Teil der Paar- und Sexualtherapie ist (► **Kap. 10.2**).

In Deutschland sind nach dem Krieg vor allem die Namen Hans Giese, Eberhard Schorsch, Gunter Schmidt, Reimut Reiche, Volkmar Sigusch, Martin Dannecker,

⁶ <http://www.kinseyinstitute.org/>